

Dorothee Elmiger

Aus der Praxis

Antrittsrede

Vor zehn Jahren ungefähr habe ich angefangen, Peter Kurzecks Chronik *Das alte Jahrhundert* zu lesen. Ich bin also unzählige Male mit ihm durch Frankfurt gegangen, durch die Jordanstraße, zum Kinderladen, hin und her auf der Leipziger Straße, er hat mich über die nächtliche Bockenheimer Landstraße transportiert, vorbei an Supermärkten und Kaufhäusern, durch dämmerige Seitenstraßen unter Winterhimmeln, schweren Sommerhimmeln, durch rauschende Nächte.

Ich habe zu dieser Gegend, der Stadt und ihrem Umland, ein einigermaßen wehmütiges Verhältnis entwickelt: Als hätte ich sie einmal gekannt und dann verloren; als hätte ich selbst darin ein früheres Leben verbracht oder zumindest einige Jahre, als hätte ich sie schließlich verlassen, aber immer mal wieder an sie zurückgedacht. Ich bin Peter Kurzeck so gern und oft gefolgt, dass ich seine Gänge beinahe als meine eigenen erinnere. Fast körperlos gehe ich neben oder hinter dem Erzähler her, bin irgendwer, könnte irgendeine sein, bin meist ganz Auge, ganz Ohr, manchmal müde, manchmal unaufmerksam, ich bin in der Regel höchstens ein Schatten.

In einem gewissen Sinne habe ich also dieses Gebiet, zu dem ja auch Bergen-Enkheim gehört, bereits unzählige Male betreten, ich habe mich während der Zeit der Lektüre immer wieder einige Wochen lang darin niedergelassen – auch wenn die Landschaft, die ich seither zu kennen meine, bestimmt nicht jener entspricht, die Sie Tag für Tag bewohnen, und wenn ich sie im Detail beschreiben müsste, dann würden Sie wohl lachen: An den Bahnhof schließt in meinem Kopf ein stets in Dunkelheit gehülltes Bahnhofsviertel an, irgendwo südlich fließt der Main, dunkelgrün, die Bockenheimer Landstraße verläuft ohne Anfang und Ende, in einem überfüllten Hörsaal der Goethe-Universität steht Adorno und spricht über Ästhetik, dann das Eiscafé Elba, der griechische Biergarten, unvermittelt der Palmengarten, diffuse Bezirke, weiße Flecken, Bornheim und Seckbach als reine Vermutungen, dann der Blick von Bergen-Enkheim auf die Türme, die Silhouette Frankfurts.

Wenn Sie so wollen ist das Bild, das ich mir von dieser Gegend machte, also tatsächlich ein ganz und gar den Büchern entnommenes, und nicht nur Kurzeck, sondern auch Jörg Fauser oder vielleicht auch, ohne dass ich mich bewusst daran erinnerte, Johanna Spyri, haben ihren Teil zu dieser großmaßstäbigen Karte beigetragen. Obwohl das so nicht ganz stimmt: Beinahe wäre ich nämlich einmal nach Hessen gezogen, um an der Frankfurter Goethe-Universität zu studieren – deshalb auch Adorno zwischen Palmengarten und Landstraße. Ich hatte bereits begonnen, nach einem Zimmer zu suchen und mir den Plan der Stadt angeschaut, bevor ich mich dann doch anders entschied. Ich erinnere mich daran, wie ich mir das vorstellte damals: Still und unauffällig wollte ich hier ein ganz dem Studium und der Lektüre gewidmetes Leben führen, einige Jahre der strengen Disziplin, eine

Art Verpuppung, um danach verwandelt wieder aufzutauchen, das gesamte Werk der Frankfurter Schule memoriert.

Es war nicht das letzte Mal, dass mich das Gefühl, mich in die Abgeschlossenheit begeben zu wollen, begeben zu müssen, um endlich alles zu lesen und zu lernen, was eine Schriftstellerin eben so gelesen und gelernt haben sollte, befallen hat. Und wenn ich mir in den vergangenen Wochen Fotos des Stadtschreiberhauses, Stadtschreiberinnenhauses angesehen habe, dann ist es mir wieder eingefallen: Das Bild der ernstesten Frau, die konzentriert vor ihren Büchern sitzt. Vielleicht, habe ich gedacht, würde ich mich ja in Bergen-Enkheim endlich in sie verwandeln können. Die Strenge und die Klarheit, die in dieser Figur zum Ausdruck kommen, die Unermüdlichkeit, mit der sie sich den Texten widmet: Noch immer ziehen sie mich an. Noch immer liegt darin ein Versprechen, das Versprechen, klüger zu werden und die Dinge besser zu verstehen; vielleicht aber auch, wenn ich mich eindringlicher befrage, das Versprechen, Kapital anzuhäufen, kulturelles Kapital, das Versprechen, auf ein fassbares, ein begreifbares Leben dank der nüchternen, ordentlichen Analyse der Welt.

Als ich jetzt zur Vorbereitung noch einmal zu Peter Kurzeck und seiner Chronik zurückkehre, mich gewissermaßen an ihn hänge, um mich durch die von ihm in Spiralen erzählten, erinnerten Landschaften langsam auf den heutigen Tag und das künftige Amt zuzubewegen, schlage ich *Übers Eis* wieder auf und werde gleich überrascht, so wie mich Texte, eigene und fremde, immer wieder überraschen, wenn ich in ihnen plötzlich finde, was ich, ohne es zu wissen, suchte, wenn die Texte miteinander zu sprechen beginnen und also auch mit mir, wenn ich Geisterbilder in ihnen finde, Echos auf Fragen, deren Formulierung mir noch gar nicht glücken kann.

In diesem Fall beginnt es mit zwei Wörtern auf der vierten Seite des Romans: »Zwei Weisheitszähne«. Januar. Der Erzähler hat Platz genommen auf dem Stuhl der Zahnärztin: »Lampe, Wasserglas, Spülbecken.« Wie hell und sauber die Praxis, die Zahnärztin, die Assistentinnen seien, und wie schmutzig er sich in diesem aufgeräumten Raum immer gleich fühle, wie unlauter und ungepflegt – ein Verbrecher, ein Kranker, einer, dem der Geruch der Armut anhaftet.

Die Weisheitszähne werden auf den folgenden Seiten gezogen: »Rechts unten zuerst«, erzählt Kurzeck, »Um drei Uhr nachmittags kam ich dran und als ich ging, war es dunkel.« Er geht nach Hause, den Mund voll Blut. Dann, zehn Tage später, der zweite Zahn: ein stundenlanges Prozedere, bei dem die Zahnärztin an den Rand ihrer Kräfte gerät. Sie zittert; nachdem es bereits dunkel geworden ist, ruft sie ihren Mann, der auch Zahnarzt ist, zur Unterstützung. Schwankend geht der Patient zuletzt durch die Stadt, Blut im Mund: »Gerade am Schmerz und an meiner alten Jacke mich selbst noch mit Mühe erkennt.«

Es erstaunt mich nicht, dass ich seit meiner ersten Lektüre des Buchs die Zähne vergessen habe: Ich behalte Texte auf sonderbare Weise in Erinnerung, meist kann ich schon kurze Zeit später keine Handlung mehr rekonstruieren, keine Namen nennen. Woran ich mich erinnere, sind Zimmer, Räume, sind Hintergründe, Landschaften, Standbilder, sind Atmosphären, Temperaturen, Tonlagen,

Verhältnisse und Konstellationen: Ich sehe Jane Eyre, wie sie auf einer Anhöhe steht und auf Mr. Rochesters Anwesen hinunterblickt; ich sehe Faulkners Bundren-Familie am reißenden Fluss, kurz bevor sie ihn überqueren – ein Gruppenbild mit Mauleselgespann und dem Sarg, in dem die Mutter liegt. Oder eben: ein Mann und ein Kind, die durch die Straßen einer Stadt gehen, es ist früher Morgen, es ist schon spät, einmal liegt Schnee, der kälteste Tag des Jahres, einmal ist der Nachthimmel tiefblau, einmal scheint die Sonne gar nie mehr unterzugehen. Festnetztelefone klingeln und verstummen: Hebt eine nicht rechtzeitig ab, wird sie nicht mehr erfahren, wer sie gerade zu erreichen versucht hat.

Auch abgesehen davon: Als ich *Übers Eis* zum ersten Mal las, blieben, so vermute ich jetzt, die Geschichte mit den Zähnen und das Gefühl des Erzählers, mit seinen Schuhen immer gleich Dreck in die strahlende Sauberkeit der Praxis zu schleppen, vermutlich abstrakt. Dieses Mal aber lese ich mit anderen Augen: Ich erinnere mich gut an jenen Tag im Januar des letzten Jahres, wenige Wochen nur vor der großen, virusbedingten Schließung, als ich mich frühmorgens in die Patientenaufnahme des zahnmedizinischen Zentrums begab. Lampe, Wasserglas, Spülbecken. Damals ahnte ich noch nicht, dass ich in den folgenden Monaten unzählige weitere Stunden auf den Stühlen der Zahnärzte und Zahnärztinnen verbringen würde, die Hände im Schoß wie zum Gebet gefaltet, im Mundwinkel den Speichelsauger und über mir die Instrumente, die zum Mund geführt werden, dann wieder aus meinem Blickfeld verschwinden, Mundspiegel, Exkavator, Polymerisationslampe, an der Decke hin und wieder Bildschirme mit Wasserfällen und wehenden Lavendelfeldern; ich wusste damals noch nicht, dass man mich in diesem Moment gewissermaßen ungefragt für das Studium der Zahnmedizin immatrikulierte, dass ich Artikel studieren, Fachbegriffe lernen und irgendwann zu verstehen glauben würde, dass der Molar im 2. Quadranten, Zahn 26, den man in der Zwischenzeit unzählige Male auf- und wieder zugemacht hatte, der ständig zu mir sprach oder besser: mich befahl, dass dieser Zahn eben über ein so komplexes, unergründliches System an ellenlangen Kanälen, Nebenkanälchen, Verzweigungen und Krümmungen verfügte, dass es unmöglich war, sie alle zu finden und ihn, den Zahn, somit zu beruhigen. Kurz gesagt: Ich war nun zu einer Person mit einem Zahnproblem geworden. Tagelang hielt ich mich auf in meinem Mund, verlor mich darin, ich lag in einem Zelt aus Schmerz, ich studierte Röntgenbilder, auf denen mir gefüllte Wurzelkanäle wie die leuchtenden Tentakel von in der Dunkelheit treibenden Quallen erschienen, ich hatte das Gefühl, plötzlich die Seite gewechselt zu haben von den Gesunden zu den Kranken, und da stand ich nun und schaute zu, wie die Glücklichen so unbekümmert am Seeufer flanierten, keine Ahnung vom Sterben, vom langsam Verfall, von Mund voll Blut, nix.

Ich weiß: Leute, die einem ihre Krankengeschichte explizieren, bevor man sie richtig kennengelernt hat, sind schwierig. Man wird sie kaum zum Kaffee einladen. Und ich versichere Ihnen, ich mute Ihnen dieses sogenannte Zahnproblem nur zu, weil ich, als ich es bei Peter Kurzeck in anderer Form und in Literatur verwandelt wiedergefunden habe, plötzlich eine Schönheit darin gesehen habe. Dort, auf den ersten Seiten von *Übers Eis* sitzt nämlich einer im Zahnarztstuhl, der vom Leben betroffen ist. Das Leben affiziert ihn, es trifft ihn, es geht ihn etwas an. Er trägt Dreck in die vor Sauberkeit strahlende Praxis, Dreck, der während seiner Gänge durch die Stadt an den Schuhen haften blieb. Als er entlassen wird, stellt er sich vor,

wie er auf allen Vieren nach Hause kriecht, einem Tier gleich. Die Schmerzen katapultieren ihn aus sich hinaus; er steht neben sich, sich selber fremd: »Gerade am Schmerz und an meiner alten Jacke mich selbst noch mit Mühe erkennt.«

Ich will die Behauptung nicht aufstellen, dass Schmerz eine Voraussetzung ist für die Entstehung von Literatur. Aber ich bin der Überzeugung, dass die Erfahrung, hin und wieder einige Schritte neben sich zu stehen und sich selbst nicht wiederzuerkennen, für die schreibende Person von größter Bedeutung ist. Wie genau ja nun alle immer zu wissen scheinen, wer sie sind. Und wie hell und sauber es allem Anschein nach dort, bei oder in ihnen, ist. So aufgeräumt, dass ich mir nichts mehr wünschte als Erzählungen von jenen, die sich selbst nicht geheuer, die im Unreinen mit sich sind.

Dass Eindeutigkeit und Ordnung auch auf mich verlockend wirken, das haben Sie ja schon gehört, als ich vorhin von meiner früheren Vision eines Frankfurter Ichs gesprochen habe: Die niemals zaudernde, keine Zeit verschwendende bessere Version meiner selbst – beflissen und unbeirrt geht sie ihrer Arbeit nach, nie verliert sie die Kontrolle über ihr Leben, und der Begriff, den sie von der Welt sich macht, ist kohärent und klar. Vielleicht erscheint sie mir gerade deshalb so reizvoll, diese disziplinierte Schriftstellerin, weil ihr nichts zustoßen kann: Sie liefert sich nicht aus, sie ordnet die Dinge und hält sie so in Schach.

Weil ich mich ja mit dieser Rede bei Ihnen vorstellen soll, sage ich Ihnen nun, wie es ist: Mein Leben ist unordentlich, unaufgeräumt, selten ein Moment der Klarheit, selten nicht das Gefühl der Zerrissenheit, ich hänge zwischen Internet und, wie soll ich sagen, *First Life*, mein Körper in ständiger Verbindung mit Geräten, die ich konsultiere, mit rechnenden, sprechenden Maschinen, die mich rufen, und während ich lese, empfangen ich Nachrichten, und ich sende, ich texte, mein Blick springt zwischen den Oberflächen; überhaupt zieht es mich immer hierhin und dorthin, es zieht mich nach draußen, zieht mich weg, zieht mich hinab in unsinnige, blöde Tiefen, auch trostlose, auch schöne. Ich bin peinlich, mir ist vieles unangenehm, ich habe sehr große Füße, und wie viele Bücher ich nicht gelesen habe. Viel zu oft weiß ich gar nicht, was ich hier eigentlich tue und will. Manchmal gehe ich wie ein Gespenst herum, so gespenstisch bin ich, dass ich mich den Leuten immer wieder vorstellen muss. Sogar meine Eltern haben mich einmal nicht erkannt, obwohl sie an mir vorbeigingen, das war am 3. Juni 2017, und ist das nicht skandalös? Meine Identität ist also zweifelhaft, ich bin zuweilen geradezu eigenschaftslos, aber nein, auch das ist natürlich Unsinn: Ich bin eine weiße Frau mit großen Füßen und einem schwierigen Molaren im 2. Quadranten. Ich bin schüchtern, Sie werden es sehen, falls Sie mir begegnen und ich murmelnd den Blick senke. Ich werde immer älter und weiß nicht, wie sich das auswirkt auf meine politische Haltung: Ich bin schon jetzt gleichgültiger geworden, auch zynischer, auch harmloser; aber ich kann immerhin sagen, dass ich die Menschen mit jedem Jahr mehr liebe, und zwar nicht nur einzelne von Ihnen, sondern Sie alle, insgesamt; denn Sie sind doch auch alle gar nicht im Reinen mit sich, Sie werden doch auch alle früher oder später einmal Blut im Mund gehabt, den Schmutz der Straße in die Praxen der Welt geschleppt haben. Und als Ihnen das mit den Interdentalbürsten noch einmal erklärt wurde, haben Sie betreten genickt. Womöglich gehören Sie sogar noch zu den Rauchern und Raucherinnen! Wie auch immer: Sie wissen doch auch selbst gar nicht so

genau, was Sie hier eigentlich tun und wollen. Mir, als Schriftstellerin, gefällt das. Ich finde, das ist ein Fest wert.

Und das ist es also, was ich bei Peter Kurzeck gesehen und verstanden habe und hier, in diesem Jahr, nach Kräften zu tun versuchen will: Ich möchte vom Zahnarztstuhl aus schreiben oder anders gesagt: in unbequemen Lagen, ich möchte mir die Zähne ausbeißen, ich möchte dem nachgehen, was schlummert, was nicht auf den ersten Blick zu diagnostizieren ist; ich möchte mich aus der Bahn werfen lassen und neben mir stehen, als Unbekannte, als Tier, aber trotzdem ganz mittendrin sein, mit jedem Satz, unaufgeräumt, lebendig und sterblich zugleich, ein kleines bisschen Blut im Mund.

Ich bedanke mich bei Ihnen für die große Ehre, die Sie mir mit dieser Einladung zuteil kommen lassen: Ich freue mich auf die Zeit in Bergen-Enkheim, auf Winterhimmel, Sommerhimmel, kälteste Tage, tiefblaue Nacht; ich bin gespannt darauf, ob ich im Schlafzimmer die buchstabierenden Stimmen meiner Vorgänger und Vorgängerinnen hören werde. Ich hoffe es; ich stelle es mir im besten Sinn gespenstisch vor.

Vielen Dank.

Enthalten in: **Stadtschreiberei. Von Anne Weber zu Dorothee Elmiger.** Verlagsbuchhandlung Bergen erlesen. Hg. von Anna Doepfner, Charlotte Brombach, Renate Müller-Friese und Ulrich Sonnenschein, Frankfurt am Main 2021, 80 S., ISBN 978-3-9822203-1-4. Erhältlich im Buchhandel und über *Bergen erlesen* (Tel.: 06109 50 90 199. E-Mail: info@bergenerlesen.de)